

A woman in profile, facing left, wearing a black hat and a black dress. She is adorned with multiple strands of pearls. Her hands are visible at the bottom, with red-painted fingernails. The background is dark and textured.

Roman

Der Hydrograf

Allard Schröder

Übersetzt von Andreas Gressmann

mare

Allard Schröder

Der Hydrograf

Roman

Aus dem Niederländischen
von Andreas Gressmann

mare

Allard Schröder, geboren 1946 in Haren, ist Autor von Romanen, Novellen und einem Lyrik-Band. *Der Hydrograf*, sein dritter Roman, wurde 2002 mit dem renommierten AKO Literatuurprijs ausgezeichnet.

Das Buch wurde in den Niederlanden zum Bestseller.

Andreas Gressmann, geboren 1955 in Hamburg, aufgewachsen in Brüssel, studierte Geschichte und Romanistik. Heute lebt er als Übersetzer in München. Für **mare** übersetzte er zuletzt

Annelies Verbeke's *Fische retten* (2011).

Der **mare**verlag dankt der Dutch Foundation for Literature für die Förderung der vorliegenden Übersetzung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Allard Schröder

Der Hydrograf

Roman

OT: *De hydrograaf*

Aus dem Niederländischen von Andreas Gressmann

224 Seiten, gebunden,

mit Schutzumschlag und Lesebändchen

€ 20,- [D]

ISBN 978-3-86648-262-3

Erscheint am 4. Oktober 2016

Im Leben des Franz von Karsch-Kurwitz hat sich dem Anschein nach wenig ereignet, was heute, sechsundfünfzig Jahre nach seinem Tod, vielleicht noch erwähnenswert sein könnte. So ist es mit vielen Leben; die Leidenschaft, mit der sie gelebt wurden, bleibt meistens unbemerkt, ihre Fanfarenstöße verklungen ungehört, weshalb im Nachhinein stillschweigend angenommen wird, dass es solche auch gar nicht gegeben hat. Für die Nachkommen bleibt in der Regel nur wenig übrig: die Karteikarte im Einwohnermeldeamt, die wegen der schönen Handschrift des Beamten ins Auge fällt, sowie einige persönliche Habseligkeiten des Verstorbenen – mögen sie auch mit dem Tode des Besitzers die Bedeutung verloren haben, die sie einst für ihn hatten. Im Fall des Franz von Karsch sind es Schaukästen voll aufgespießter Schmetterlinge und eine kleine Kiste mit Instrumenten aus Messing, von denen niemand mehr weiß, wozu sie gedient haben könnten. Aus dem nachgelassenen Reisepass geht hervor, dass Karsch ausgedehnte Reisen unternommen hat, doch dass die letzte seinem Leben eine andere Wendung gab, lässt sich daraus nicht entnehmen, und ebenso wenig, dass die kleinen, unbedeutenden Vorfälle, welche den Anlass dazu gegeben haben, sich später zu den Chimären auswachsen würden, die Karsch bis zu seinem Todestag verfolgen sollten. Seine Hinterlassenschaften haben ihn daher auch nicht zu einer tragischen Figur gemacht, dafür hätte er im Übrigen auch kein Talent gehabt – als ironische Figur erscheint er auch

nicht, weil er wie so viele seiner Zeit schon zu einer Stimme im Chor derer geworden war, die weder tragisch noch ironisch sind. Wenn Sie erlauben, werde ich versuchen, diese Stimme zum Leben zu erwecken und für Sie erklingen zu lassen – nicht im Chor, sondern solo.

2

Als der Viermaster *Posen* am 15. April des Jahres 1913, zwei Tage nach dem Ablegen aus seinem Heimathafen Hamburg, den Kanal hinter sich ließ und mit dem Ziel Valparaíso Kurs auf Süden nahm, herrschte als Folge eines ausgedehnten Hochdruckgebiets über Westeuropa ruhiges Frühjahrs- wetter. Ein schwacher, zuweilen abflauender Wind sorgte ab und zu für ein leichtes Flattern der Segel, und kleine Wellen klatschten bockig gegen die Bordwand. So lustlos gab sich das Meer, dass Franz von Karsch, der sich ohne Reiseziel eingeschifft hatte und vielmehr mitfuhr, um wissenschaftliche Beobachtungen vorzunehmen, seine Kamera und seine Messinstrumente in seiner Kajüte gelassen hatte, als er auf der Höhe von Kap Finisterre nach einem Mittagsschläfchen mit leichtem Kopfschmerz an Deck ging. Das helle Sonnenlicht blendete ihn, wodurch sich das unerwartete Gefühl von Verlassenheit, mit dem er aufgewacht war, noch verstärkte. Als er die Augen aufgeschlagen hatte, wusste er nicht, wo er war, hatte kurz sogar geglaubt, die Schiffskajüte gehöre zu einem alten, unangenehmen Traum, an dessen Einzelheiten er sich inzwischen schon nicht mehr erinnern könne. Als ihm dann klar gewor-

den war, wo er sich befand, war er merkwürdigerweise einen Augenblick lang enttäuscht gewesen, als seien seine Träume ihm lieber gewesen als die Wirklichkeit, doch zugleich hatte er sich auch keinen Ort vorstellen können, an dem er gerade wirklich gern gewesen wäre. Minutenlang war er liegen geblieben, unfähig, sich zu erheben, bis er sich abrupt aus seiner Lähmung befreite, indem er sich auf die Seite drehte und aus dem Bett wälzte.

Einer seiner beiden Mitreisenden lehnte an der Reling und betrachtete den Horizont. Mechanisch und ohne jedes Anzeichen von Genuss zog er an einer dünnen Zigarre, als sei Rauchen keine Sucht, sondern Arbeit. Bei einer früheren Gelegenheit hatte er sich als Amilcar Moser vorgestellt, aus Triest stammend, wo er, wie er gleich hinzufügte, auch seine Jugendzeit zugebracht hatte. Er arbeite als Einkäufer für eine Hamburger Salpeterfirma und befinde sich auf einer Geschäftsreise nach Chile.

Auf die Frage nach seinem Reiseziel hatte Karsch nach kurzem Zögern geantwortet, er habe keins. Der Salpeterhändler hatte ihm erst geglaubt, als ihm Karsch mit knappen Worten erläutert hatte, dass er sich an Bord befinde, um wissenschaftliche Beobachtungen vorzunehmen und Daten zu sammeln. Er wolle Seegang, Wind und Wogen messen und Strömungen untersuchen.

Ungläubig schaute Moser auf die behäbig schäumende See und wollte wissen, was es denn in aller Welt an diesem eintönigen Hin und Her der unzähligen, sich alle bis aufs Haar gleichenden Wellen zu untersuchen gebe.

Karsch hätte ihm erklären können, dass es sein Vorhaben war, die Gesetzmäßigkeiten von Seegang und Wellenbewegung zu analysieren und sie mithilfe mathematischer Modelle

zu beschreiben, doch stattdessen lächelte er nur entschuldigend und hoffte, dass Moser nicht weiterfragen würde.

»Nun, ein Meervermesser ist mal was anderes als ein Landvermesser.« Moser hielt das offenbar für eine gelungene Pointe. Zumindest lachte er geräuschlos, mit aufgesperrtem Mund, in dem eine schlanke, nach hinten breiter werdende Zunge frei zu schweben schien.

Unwillkürlich trat Karsch einen Schritt zurück und wollte weggehen, doch Moser hielt ihn auf.

»Dann können Sie mir natürlich auch erklären, was dies für eine Art von Seegang ist«, sagte er, indem er auf die kleinen Wogen deutete, die sich mit bedächtiger Regelmäßigkeit hoben und wieder senkten.

»Drei bis vier«, antwortete Karsch automatisch. Und als der andere ihn fragend ansah: »In der Hydrografie wird der Seegang auf einer Skala von null bis neun angegeben. Null bedeutet vollkommen glatte See. Neun ist das Maximum: Orkanstärke, Wogen hoch wie Berge.«

Moser warf seinen Zigarrenstummel über die Reling. »Drei bis vier also. Gut zu wissen.«

»Wissen Sie, was die Trochoidentheorie beinhaltet?«, fragte Karsch etwas steif, sehr wohl wissend, dass sein Gegenüber noch nie davon gehört hatte. »Nein, natürlich nicht, warum sollten Sie«, fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten. »Diese Theorie liefert eine Erklärung für die Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen der Wellenbewegung.« In seiner Stimme schwang ein müder Unterton mit. Er ärgerte sich, weil er sich doch noch hatte hinreißen lassen, einem grinsenden Laien gegenüber Rede und Antwort über seine Untersuchungen zu stehen.

»Die Wissenschaft hat eine Formel aufgestellt, mit der die

Dynamik der Wellenbewegung unter verschiedenen Bedingungen beschrieben werden kann. Mein Ziel ist es, mithilfe meiner Beobachtungen den Nachweis zu erbringen, dass diese Theorie richtig ist.«

Karsch machte eine Pause. »Verstehen Sie?«, fragte er sarkastisch, in der Hoffnung, Moser ausreichend eingeschüchtert zu haben, damit dieser nicht weiter nachfragte. Später würde er dasselbe noch einmal dem anderen Passagier erklären müssen, der sich als Ernst Totleben aus Halle vorgestellt hatte, denn auch der würde ihn früher oder später mit seinen Instrumenten an Deck antreffen.

Moser blickte aufs Meer, als sehe er es zum ersten Mal. Eine Zeit lang verfolgte er die Bewegungen der Wellen, wobei er im Takt der Dünung leicht mit dem Kopf nickte. Schließlich zuckte er verständnislos mit den Schultern. Ihm war nichts Besonderes aufgefallen.

Karsch hätte den Mann am liebsten einfach stehen lassen, doch er beschloss, ihn lieber nicht vor den Kopf zu stoßen. Die Reise nach Valparaíso könnte unter widrigen Umständen länger als drei Monate dauern, und für die Stimmung an Bord war es besser, wenn man sich vertrug.

»Alles, was sich vor Ihren Augen abspielt, gehorcht den Gesetzen der Physik«, erklärte er dem Salpeterhändler, wobei ihm die eigene Stimme pedantisch vorkam. »Es ist theoretisch sogar denkbar, dass alle Bewegungen des Meeres mit einer einzigen allumfassenden Formel beschrieben werden könnten, aber so weit sind wir noch nicht.«

Moser wollte wissen, wozu das gut sein sollte.

Karsch zuckte verärgert mit den Achseln. »Um es zu wissen.«

Moser war enttäuscht. »Mehr nicht?«

Nein, nicht mehr als »es zu wissen«. Diese Antwort war korrekt, diese noble abwehrende Phrase verlieh aller Wissenschaft ihren Sinn. In Wirklichkeit gab es nur wenige – abgesehen von den schulmeisterlichen Pedanten –, die sich *tatsächlich* mit diesem Anspruch begnügten. In ihren Köpfen schlummer-ten andere Antworten, Visionen eines kosmischen Uhrwerks, des stillen, leeren Unendlichen – auch wenn man diese Wörter untereinander austauschen konnte –, der lenkenden Hand Gottes des Schöpfers, oder gar noch mystischere Träume von Untergang und Auferstehung der Welt, alles Visionen, die sie niemals der Öffentlichkeit preisgeben würden; ihren Glauben oder ihren Nihilismus behielten sie lieber für sich.

»Vielleicht werden wir eines Tages voraussagen können, dass zum Beispiel am vierzehnten Juni neunzehnhundertsech-undvierzig auf der Höhe der Galápagosinseln schwerer Seegang auftreten wird, den Schiffe besser meiden sollten«, antwortete Karsch. Mit so etwas konnte man wenigstens den Utilitaristen abschütteln.

»Ah. Und das ist Ihr Lebenswerk?«

Karsch tat, als habe er den spöttischen Unterton nicht bemerkt. Zu seinem eigenen Erstaunen verzichtete er auch auf eine weitere Verteidigung seines wissenschaftlichen Interesses, obwohl er es eigentlich schlecht ertrug, wenn ein Außenstehender nur das Nutzlose darin erkennen konnte. Warum reagierte er überhaupt so gleichgültig auf Mosers Ironie und warum fiel ihm keine bessere Antwort ein als ein dümmliches Auflachen?

Mit zusammengekniffenen Augen suchte er die See ab, als ließe sich dort eine Stütze für seine Unsicherheit finden, ein Zeichen, dass er nicht aufgeben durfte, weil einst der Tag kommen werde, an dem er in den Geheimnissen ihrer Tiefen würde lesen können wie in einem Buch, doch er sah nichts.

3

Die Reise stand von Anfang an unter keinem guten Stern. Karsch bereitete seine Forschungen für gewöhnlich gründlich vor, doch diesmal hatte er sich ganz entgegen seiner Gewohnheit Hals über Kopf und ohne ausgearbeiteten Plan auf die *Posen* eingeschifft. Absprachen mit dem Institutsdirektor, Formulieren von Forschungszielen, Anschreiben von wissenschaftlichen Zeitschriften, all diese Dinge hatte er diesmal unterlassen. Am Tage vor der Abfahrt hatte er kurz überlegt, seine Reise zu verschieben und vielleicht später mit einem anderen Schiff zu fahren, doch die Aussicht darauf, vielleicht noch einen weiteren Monat an Land verbringen zu müssen, hatte selbst für ihn unerwartet den Ausschlag gegeben. Erst als Hamburg allmählich am Horizont verschwand, war er bereit, sich einzugestehen, dass seine überhastete Abreise eine Flucht gewesen war.

4

Das regelmäßige Leben, welches Franz von Karsch als Privatdozent am Ozeanografischen Institut führte, war ihm im Lauf der Jahre immer träger vorgekommen, sodass die Zeit nach seinem Gefühl immer schneller zu vergehen schien, als fahre er mit dem Fahrrad einen Abhang hinunter und sause, ohne in die Pedale treten zu müssen, in rasanter Fahrt in die

Tiefe, dem Tal entgegen. Eines Tages, als er sich gerade in seine Arbeit vertieft hatte, war er, von plötzlicher Angst gepackt, von seinem Schreibtisch aufgesprungen und danach unentschlossen stehen geblieben. Er spürte sein Herz heftig schlagen, die Zeit verflog und rann wie Sand durch seine Finger.

Als er sich wieder gesetzt hatte, verspürte er einen fauligen Geschmack im Mund. In den Tagen danach war es ihm nicht besser ergangen. Stundenlang hatte er in unheimlichem Nichtstun vor sich hin gestarrt und gehofft, dass jemand käme, um mit ihm zu sprechen und ihn aus seiner Betäubung zu befreien.

Niemand war gekommen. Hatte er nicht immer darauf bestanden, nicht gestört zu werden?

Er floh von seiner Arbeit in seine Wohnung, nur um dort den restlichen Tag lustlos auf und ab zu wandern. Hin und wieder blieb er stehen und betrachtete die Fotos aus seiner Jugend in Pommern, die er damals aufgehängt hatte, um etwas Vertrautes um sich zu haben. Doch auch sie vermochten ihn nicht aus seinen trüben Gedanken zu reißen. Einsame Flure und Zimmer, in denen sich niemand aufhielt, das lustlose Geklimper seiner Mutter auf dem Flügel im Salon, der Duft ihres Parfüms, das dort verwaist zurückblieb, wenn sie sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, die schweigende, geschlossene Zimmertür seines Vaters.

Er wandte sich dem Bücherregal zu. Ohne darin zu lesen, starrte er in seine Reiseberichte und langweilte sich. Mit zwei- unddreißig Jahren war er bereits zu einem Mann geworden, dessen Erinnerungen interessanter waren als seine Perspektiven.

...

Befremdet, als begreife er nicht, was das mit ihm zu tun habe, betrachtete er immer wieder das kleine Bild von Agnes Saënz, das er in den Rahmen eines Spiegels gesteckt hatte. Die Aufnahme war erst kürzlich gemacht worden. Sie zeigte ein scheues Mädchen mit glattem, dunkelblondem Haar und einem spitzen Gesicht, das in seiner Jugend von den Pocken entstellt worden war. Vielleicht hatte die Natur sie so früh hässlich werden lassen, um auf diese Weise einen Grund für ihre spätere Schüchternheit zu liefern. Möglicherweise war es auch umgekehrt. Eigentlich wusste Karsch recht wenig über sie. Sie las französische Romane in fein illustrierten Luxusausgaben und spielte Klavier, wenn auch mit wenig Selbstvertrauen. Sie schlug die Tasten so zaghaft an, als schäme sie sich für das damit verbundene Geräusch, mit dem sie überdies und zu ihrem Schrecken die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, denn die Höflichkeit gebot es, dass man den Mund hielt und zuhörte, wenn gespielt wurde.

Mit größter Wahrscheinlichkeit würde Karsch sie heiraten. So hatten es ihre Familien vereinbart, und er hatte sich bis heute nicht dagegen gewehrt, obwohl er durchaus die Absicht gehabt hatte, dies zu tun. Auf die eine oder andere Art ließ ihn die Angelegenheit ungerührt und er hatte sich nicht dazu durchringen können; vielleicht auch, weil Agnes sich in Gesellschaft seiner Familie nie ganz wohl in ihrer Haut zu fühlen schien und er sie nicht hatte verletzen wollen. Als die Heirat zum ersten Mal vorsichtig zur Sprache gebracht worden war, hatte er hilflos nach draußen geschaut. Das Einzige, woran er sich von diesem Nachmittag erinnern konnte, war das Wetter, das damals geherrscht hatte. *Zunehmende Schleierbewölkung, feucht und zu warm für die Jahreszeit.*

...

Als er nach Hamburg zurückgekehrt war, hatte Karsch sich einzureden versucht, dass es ihm schon gelingen werde, sich auf die eine oder andere Weise wieder aus der Verbindung zu lösen, doch so ganz hatte ihn der Gedanke nicht losgelassen, dass es bereits ausgemachte Sache sei, dass er sein Leben als Ehemann an der Seite von Agnes Saënz verbringen werde. Und bei dieser Aussicht hatte ihn plötzlich eine solche Beklommenheit überfallen, dass er ihr Bild aus dem Spiegelrahmen entfernt und in eine Schublade gelegt hatte.

Am Tag darauf hatte er durch Zufall erfahren, dass die *Posen* in zwei Tagen in Richtung Valparaíso auslaufen würde.

...

7

Unter ihnen lag die Stadt mit dem Fluss, versilbert vom Licht des späten Nachmittags. Unter den Silhouetten der Schiffe, die sich dunkel gegen das Glitzern der unzähligen kleinen Wellen abzeichneten, suchte Karsch die *Posen*, die irgendwo dort in der Ferne vor Anker liegen musste. Als er das Schiff gefunden hatte, bemerkte er auch ein Ruderboot mit einem Passagier an Bord – nicht mehr als ein kleiner schwarzer Fleck in der Ferne –, das auf das Fallreep der *Posen* zusteuerte. Während er auf die gleißende Wasserfläche starrte, über die dunkle Windstöße hinwegjagten, kam ihm mit einem Mal in den Sinn, wie wenig vertraut ihm das Meer immer noch war, nach so vielen Jahren des Studiums. All diese blinkenden kleinen Wellen bildeten die Glieder eines undurchdringlichen Ket-

tenhemdes, eines Panzers aus Quecksilber, das allenfalls für Syphiliskranke ein Heilmittel war, für jeden anderen aber Gift. Es war nicht mehr als die blendende Oberfläche, die das unergründliche Innere des Meeres beschützte, denn hinter all diesem reflektierten Licht verbarg sich nichts als Finsternis. Es war nur blau, weil der Himmel blau war, und grau, weil die Wolken grau waren ... Er fragte sich resigniert, warum er all das mit solchem Eifer in einem Netz von Formeln einfangen wollte, wenn das Wasser doch fortwährend ungehindert durch die Maschen floss.

Sein Auflachen hatte etwas Hilfloses.

Moser sah ihn erstaunt an. »Gibt es was zu lachen?«

»Eigentlich nicht.«

Später, als sie auf der Terrasse einer Hafenkneipe darauf warteten, zur *Posen* zurückgerudert zu werden – sie sollten noch an diesem Abend wieder auslaufen –, fragte er sich, warum er sich nie heimisch gefühlt hatte auf der schwermütigen pommerschen Erde, die auch im Sommer, wenn es heiß und trocken war, ein wenig faulig roch. Dünner Nebel trug dann diesen Dunst am Abend über die sanft gewellten Felder in die Dörfer und Städte, wo er in den Straßen hängen blieb und einem den Kopf schwer machte. Und doch konnte dies unmöglich der Grund dafür gewesen sein, dass es ihn zum Meer hinzog, denn erst viel später hatte er die Schwermütigkeit in der leicht hügeligen Landschaft bemerkt und festgestellt, dass sie einer versteinerten Dünung glich und die graue Erde, die zwischen den Fingern zerkrümelte, wie altes, trübes Wasser aussah.

Sein Leben war ihm oft wie eine Flucht erschienen. Nicht vor etwas, sondern zu etwas. Er suchte ein Refugium, ein Asyl, einen stillen, weiblich duftenden Ort, an dem sich alles in seiner regungslosen Herrlichkeit zeigte. Bis dahin war ihm die

ses lediglich in einem wiederkehrenden Traum erschienen, als eine tropische Insel im blauen Dunst der Ferne, wo einst Jim Hawkins und Robinson Crusoe Gold und Glück gefunden hatten.

Um sie zu finden, hatte er sich für das Meer entscheiden müssen.

Er hätte auch auf das Schlachtfeld gehen und auf den einen Schuss warten können, der ihn an einem nebeligen Herbstmorgen getroffen hätte. Aber das war nun ausgeschlossen. Nicht, dass er zu alt gewesen wäre, um zu dienen, es gab andere Gründe, an die er nicht gern erinnert wurde. Um den Gedanken an sie zu vertreiben, dachte Karsch an jenen Sommer, als er mit fünf Jahren zum ersten Mal an die See gefahren war. Einen Monat zuvor war er krank geworden. Es hatte mit einem lästigen Ausschlag begonnen, der sich nach und nach über seinen ganzen Körper ausgebreitet hatte. Später bildeten sich Schwellungen auf seiner entzündeten Haut, die unerträglich juckten. Er konnte kaum noch laufen und seine Augenlider waren so geschwollen, dass er fast nichts mehr sah. Nachts wurde er von Feurdämonen heimgesucht, die seinen Körper in ihrer heißen Umarmung aufzuzehren schienen, wie der Sonnentau eine Fliege verschlingt, und ihn Stück für Stück einschlossen in seinem immer weiter anschwellenden Fleisch.

Ein Spezialist in Berlin hatte dem Jungen Medikamente verschrieben sowie täglich drei Tauchbäder in Meerwasser. Die Gräfin von Karsch-Kurwitz begab sich daraufhin mit ihrem Sohn und dem Kindermädchen nach Rügen.

Der Junge war noch nie zuvor an der See gewesen. Als er in einem Wagen auf den Strand gefahren wurde, konnte er, blind durch die Schwellungen, nichts davon sehen; wohl aber hörte er ein geheimnisvolles Rauschen, wie das Atmen eines großen

Tieres, das ihn vom Wasser aus beobachtete. Es musste ganz in der Nähe sein, denn sein kühler Atem strich prüfend über den glühenden Körper.

Das Kind spannte alle Muskeln an.

Behutsam wurde es aus dem Wagen gehoben und zu dem Ungeheuer getragen.

Das Rauschen schwoll an. Franz wurde auf dem Strand abgesetzt, wo er zitternd stehen blieb, ohne etwas sehen zu können, nicht wissend, was von ihm verlangt wurde. Eine ungeduldige Hand zwang ihn weiterzulaufen. Stolpernd, beinahe stürzend, gehorchte er. Kaltes Wasser stieg an seinen Beinen auf und erreichte seine schauernde Schamgegend. Ehe er sich's versah, wurde er mit dem Kopf unter Wasser gedrückt. Es war ihm, als werde er verschluckt. In Todesangst schlug er wild um sich, das Wasser, das in seinen Mund drang, schmeckte nach verfaultem Fisch. Würgend wehrte er die Hände ab, schrie und heulte, und versuchte auf Händen und Füßen kriechend das Trockene zu erreichen. Jedes Mal, wenn ihm dies gelang, wurde er wieder zurückgedrängt.

Seine Mutter verlor die Geduld und wies das Kindermädchen an, mit ihm ins Wasser zu gehen. Den Knaben fest an sich gedrückt, begann das Mädchen zu waten. Als das kalte Meer sie erschauern ließ, wodurch sich ihr Griff für einen Augenblick lockerte, bemerkte sie die panische Angst in seinem Körper. Sie presste ihn noch fester an sich, sodass er sich kaum bewegen konnte, und flüsterte ihm liebevolle, besänftigende Worte ins Ohr. Sie sang eine Strophe, sprach den ersten Satz eines Märchens – *Es war einmal ein großer Junge und eine arme Prinzessin ...* – sang eine weitere Strophe, sagte Unsinnssreime auf, die auf dem warmen Strom ihres Atems wie flaumweiche Kugeln um ihn herum zu tanzen schienen.

Zögernd entspannte er sich. Während sie vorsichtig weiter in die See wateten, schloss das Wasser sie allmählich ein. Der Junge spürte den Herzschlag des Mädchens an seinem Körper, seine Angst wich und er ergab sich seinem Schicksal. Das Meer schien ihn hochzuheben, er fühlte sich nicht mehr als der Junge, der er immer gewesen war. Er wurde leicht.

Nach einiger Zeit gingen die Schwellungen zurück, um schließlich ganz zu verschwinden, ohne Narben zu hinterlassen. Nach drei Wochen war der Junge so weit genesen, dass er über den Strand rennen konnte und mit anderen Kindern im Sand spielte. Zuweilen hielt er abrupt in seinem Spiel inne und blickte scheinbar in Gedanken versunken aufs Meer. Aber ins Wasser ging er nicht.

Das tägliche Untertauchen war von Anfang an ein ihm unbegreifliches Ritual gewesen, und das blieb es, auch als es ihm nach und nach besser ging, doch seine Angst wandelte sich in ein sehnsüchtiges Warten auf den Moment, an dem sie wieder an den Strand gehen würden.

...

Am Tag, an dem sie nach Kurwitz zurückkehren sollten, lief er noch einmal zur Flutlinie und strich mit der flachen Hand über die auf den Strand auslaufenden kleinen Wellen, als wolle er sie freundlich stimmen, doch bevor er sie hätte berühren können, hatten sie ihre Form schon wieder verloren. Schließlich gab er seine Versuche auf, bis er sich fünfundzwanzig Jahre später zum ersten Mal mit seinen Instrumenten einschiffte, um das zu ergründen, was ihn geheilt hatte.

Hamburg, 1913: Ein junger Meeresforscher schiffert sich an Bord der *Posen* mit Ziel Valparaíso ein, um einem geordneten, aber uninspirierten Leben zu entfliehen. Als sich in Lissabon eine unbekannte Schöne zur Bordgemeinschaft gesellt, scheint die Vision eines anderen Daseins für den Hydrografen endlich Gestalt anzunehmen.

»Wie der Autor das unbedeutende Leben eines Hydrografen in Literatur verwandelt, das ist überwältigend.« *NRC Handelsblad*